

John Homans

Warum Hunde?

Die erstaunliche Geschichte des besten Freundes
des Menschen – ein historischer,
wissenschaftlicher, philosophischer
und politischer Streifzug



SACHBUCH



Springer Spektrum

Warum Hunde?



John Homans ist seit 1994 Chefredakteur des *New York*-Magazins; zuvor arbeitete er für *Esquire*, *Details*, *Harpers* und den *New York Observer*. Er lebt mit Ehefrau, Sohn und Hündin Stella in Manhattan. Dies ist sein erstes Buch.

John Homans

Warum Hunde?

Die erstaunliche Geschichte des besten
Freunds des Menschen – ein historischer,
wissenschaftlicher, philosophischer und
politischer Streifzug

Aus dem Englischen übersetzt von Jorunn Wissmann



Springer Spektrum

John Homans
New York
NY, USA

Aus dem Englischen übersetzt von Jorunn Wissmann.
Übersetzung der amerikanischen Ausgabe: *What's A Dog For?* von John Homans, erschienen bei The Penguin Press, a member of penguin Group (USA) Inc. 2012, Text Copyright (c) 2012 by John Homans. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-662-43387-4 ISBN 978-3-662-43388-1 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-43388-1

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer Spektrum

© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Planung und Lektorat: Frank Wigger, Imme Techentlin

Redaktion: Andreas Held

Titelbild: ©Mitchell Library, State Library of New South Wales (Aufnahme von Sam Hood, ca. 1935)

Autorenfoto: ©Randy Harris

Covergestaltung: deblik Berlin

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Spektrum ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media
www.springer-spektrum.de

Danksagung

Das Besondere am Hund ist, dass er sich bereitwillig helfen lässt – und genau das habe ich gründlich gelernt. Bei der Arbeit an diesem Buch wurde mir viel Hilfe zuteil.

Zunächst einmal möchte ich Colin Dickerman und Karen Rinaldi danken, die diesem Buch überhaupt eine Chance gegeben haben, und Ann Godoff, die es bei Penguin Press annahm. Colin, mein Lektor, hat dieses Buch in vielen Punkten ungeheuer verbessert, vom denkbar verworrensten Entwurf bis hin zu den feinsten sprachlichen Details. Jared Hohlt, mein Kollege und Redakteur beim *New York*-Magazin, redigierte den dort erschienenen Originalartikel, las zwei Rohfassungen des Buches von vorne bis hinten durch und trug auf vielfältigste Weise zu diesem Werk (und meiner Arbeit im Allgemeinen) bei – ich weiß wirklich nicht, wie es ohne sein Mitwirken ausgesehen hätte. Und ohne meinen Agenten und Freund David Kuhn hätte es dieses Buch gar nicht erst gegeben, denn sein Interesse an meinem Text und sein Glaube an das Projekt trugen entscheidend dazu bei, es umzusetzen.

Ein Bericht über meine Reise nach Schottland erschien ursprünglich im *Condé Nast Traveler*-Magazin, dem ich für seine Hilfe danke – insbesondere Klara Glowczewska, der

Herausgeberin, und meinem alten Freund Peter Stevenson, der den Text redigierte.

Mein besonderer Dank gilt Adam Moss, meinem Herausgeber beim *New York*-Magazin und Chef in meinem Alltagsjob, der mir gestattete, nebenher dieses Buch zu schreiben, und dessen Original-Titelvorschlag („Dein Hund ist kein Mensch“) dem Artikel und später dem Buch zu einem klaren Fokus und somit seiner jetzigen Form verhalf.

Dank schulde ich auch den Autoren, die ich redigiere. Sie lehrten mich (wenn auch auf manchmal unkonventionelle Art) zu schreiben und ließen sich kaum etwas anmerken, wenn ich ihnen mal wieder mit meinen eigenen Problemen als Autor in den Ohren lag – unter ihnen neben vielen anderen Mark Jacobson, Ariel Levy, Vanessa Grigoriadis, Steve Fishman, John Heilemann, Gabriel Sherman, Chris Smith, Joe Hagan und Jennifer Senior. Ari und Vanessa lasen das Buchmanuskript – ein echter Freundschaftsbeweis – und gaben mir sehr nützliche Ratschläge.

Einige Menschen taten weit mehr als das Nötigste, um meine Nachforschungen zu unterstützen, und dafür danke ich ihnen von Herzen. Unter ihnen waren Korrina Duffy aus Brian Hares Labor an der Duke University, Roy Green, Verwalter auf Buccleuch, der meine Familie und mich auf eine Besichtigungstour mitnahm, die wir sicher nie vergessen werden, Kristen Brooks von Precious Friends in Clarksville, Tennessee, und Devera Lynn von der North Shore Animal League.

Viele der Leute, die mir am meisten geholfen haben, werden im Buch erwähnt. Drei Menschen, von denen ich im Gespräch sehr profitiert habe, sind Donald McCaig, einer unserer größten Hundeauctoren, dessen Sicht auf die

Geschichte des American Kennel Club ich sehr aufschlussreich fand, Janeen McMurtrie, eine Hundetrainerin aus Minnesota, die den Blog *Smartdogs* schreibt und schon früh über die problematischen Differenzen zwischen Binnen- und Küstenstaaten der USA im Hinblick auf Hunde informierte, sowie Dr. Stephen Zawistowski, Historiker und Allround-Hundekenner bei der ASPCA, der mir die Geschichte von Oreo und noch vieles mehr nahebrachte.

Bei Kuhn Projects war es stets ein Vergnügen, mit Billy Kingsland zu arbeiten. Bei Penguin machte Kaitlyn Flynn alles ganz einfach. Und beim *New York*-Magazin war Kat Ward stets eine Hilfe.

Ein Großteil der Feldforschung für dieses Buch fand in den Häusern und Gärten von Familie und Freunden statt. Darum möchte ich mich bei meinem Bruder James und seiner Ehefrau Laura (sowie ihren Hunden, Putzi und – ja, auch Skip, immerhin hat er mich nie gebissen) danken, meinem Bruder Sam und seiner Ehefrau Mittie (und der wilden Ziegenkillerin, der liebenswerten Rusty) und zu guter Letzt meinen hundeverrückten Nichten und Neffen, Michael, Cathy, Camilla, Caroline, Daniel und Stewart.

Ich möchte außerdem den wechselnden Mitgliedern unserer schon so lange bestehenden Sommer-WG im Norden von Long Island danken, die im Moment gerade Pause macht: Jane Clark, Pete Wilkinson und ihrer Tochter Alice Wilkinson (sowie ihrem Labradoodle Murphy), weiterhin John Seabrook, Lisa Reed, ihrem Sohn Harry (und dem so passend benannten Foxy); John steuerte sehr wertvolle Kommentare zum Manuskript bei. Sheryl Lukomski (und Maurice), Terry Reed, Richard Cleves, Monica Missio und ihrem Sohn Nicholas sowie Elizabeth Royte, Peter Kreuzer

und ihrer Tochter Lucy, einer hingebungsvollen Hundetrainerin, wie Stella sie braucht. Randy Harris fotografierte Stella, während sein Hund Marshall für Unterhaltung sorgte.

Meine Nachbarn Bill und Kathy Finneran haben unser Leben in Manhattan viel leichter und angenehmer gemacht, als es wohl ohne sie gewesen wäre. Danke auch an Fred Childs und Laurie Jones – Fred vor allem für sein Wissen über Labradore und dafür, dass er mir die richtige Aussprache von Buccleuch (nämlich *bak-luh*) beibrachte und mir damit eine große Peinlichkeit ersparte.

Ganz besonders möchte ich Teri Hackett und Ray Manikowski danken, deren genialer Australian Shepherd Roxy eine wichtige Inspiration für dieses Buch war und deren derzeitige Hündin Nell vielleicht sogar noch schlauer (wenn auch verrückter) ist, als er es war.

Das Beste zum Schluss: Ich möchte meinem Sohn Charles danken, mit dem ich immer wieder über den Inhalt dieses Buches sprach, der dessen erster Leser war und der mir viele erstklassige Anregungen gab. Und schließlich danke ich Angela Britzman, meiner Frau, deren Unterstützung und Geduld während des gesamten Projekts wirklich erstaunlich waren und die mir das meiste von dem beibrachte, was ich über Hunde weiß – und so vieles mehr.

Inhalt

1	Mein Weg in die Welt der Hunde	1
2	Der Familienhund	27
3	Der Zugang zu Stellas Gehirn	49
4	Wie Topf und Deckel	79
5	Die Nähe zum Menschen	103
6	Einfache Tiere	123
7	Darwin und seine Hunde	141
8	Die Wiederkehr des Geistes	163
9	Der Wolf, der aus der Kälte kam	179
10	Kurze Geschichte des Labrador Retrievers	199
11	Die Sache mit den Rassen	233
12	Der Hund der Zukunft	249
13	Die Ungewollten	263

X Warum Hunde?

14	Die Geburtsstunde der Empathie	297
15	Die Rechte der Hunde	311
16	Das Ende	341
	Literatur	359
	Sachverzeichnis	371

1

Mein Weg in die Welt der Hunde

Stellas Welt ist im Umbruch – doch das sieht man ihr nicht an, wie sie da auf dem Teppich liegt, mich anblickt und wie immer darauf wartet, was als Nächstes kommt. Vor ihr liegen ein paar Hundekexse, die ich ihr vorhin gegeben habe. Sie nahm sie etwas zögernd an; sie wusste, dass ich ein Steak im Kühlschrank hatte. Manchmal verweigert sie solche Gaben ganz und wendet – missbilligend, wie mir scheinen will – den Kopf ab.

Alles scheint friedlich: Ein Hund liegt auf einem Teppich. Doch hinter dieser ruhigen Szenerie sind große Mächte am Werk, und Stella steht, wie ich inzwischen weiß, im Mittelpunkt des Ganzen. Unsere Definition dessen, was sie eigentlich ist, was in ihrem Kopf vor sich geht, wie man sie behandeln und welche Rechte man ihr zubilligen sollte – all dies verändert sich derzeit rapide. Die Welt der Hunde ist heute politischen und ideologischen Umwälzungen ausgesetzt wie seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr, als man den Hund, wie wir ihn heute kennen, erfand. Kurzum, unser Bild vom Hund verändert sich.

Dessen war ich mir nicht bewusst, als sie in unsere Familie kam. Stella war von Anfang an bloß ein Hund – obwohl die Worte „bloß ein Hund“ vielerorts heute als Kampfpäro-

le verwendet werden. Sie trat aus den üblichen Gründen in mein Leben. Meine Ehefrau Angela und ich spürten sehr, wie die Zeit verging. Unser Sohn Charlie war schon fast zehn Jahre alt, was bedeutete, dass er bald ein Teenager sein und danach Gott weiß wohin gehen würde. Als er geboren wurde, hatten wir noch einen Hund, einen West Highland Terrier namens Scout. Dieses stolze, unglaubliche Tier versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn die Ankunft dieses lautstarken Eindringlings und Mitbewerbers um unsere Zuneigung aus der Fassung brachte. Aber Scout war damals schon alt, bereits dreizehn, und starb noch vor Charlies erstem Geburtstag. Wenn Charlie jemals einen Hund seiner Kindheit haben sollte, dann war jetzt die letzte Gelegenheit.

Wie fast alle Dinge, die wir für ihn anschaffen wollten, war dieser Hund ebenso für uns gedacht. Wir wünschten uns ein weiteres Familienmitglied, jemanden, der das Ensemble komplettierte, eine Nebendarstellerin. Und wenn unser Sohn dann eines Tages unseren Mikrokosmos verlassen würde, könnten wir uns darauf verlassen, dass der Hund bliebe. Nachdem wir Charlie im College abgeliefert hätten, würde unser Hund aller Wahrscheinlichkeit nach im Kombi mit uns wieder nach Hause fahren – ein beruhigender Gedanke. Die Sache war ziemlich klar.

Dabei hatten wir eigentlich nie an einen reinrassigen Hund gedacht – so etwas erschien uns anachronistisch und ein bisschen spießig. Es gab schließlich unzählige Hunde, die ein Zuhause brauchten, und vom Hörensagen wussten wir, dass die in Zoohandlungen angebotenen Tiere womöglich aus Massenzuchten stammten. Solche Einrichtungen wollten wir nicht unterstützen. Und so fuhren Angela und

Charlie und ich an einem unglaublich heißen Freitagnachmittag im September, in der Woche von Charlies zehntem Geburtstag, zum Tierheim der North Shore Animal League in Port Washington. Wir hatten gehört, dass es im Gegensatz zu anderen Tierheimen der Gegend immer auch Welpen abzugeben hatte. Wir kannten ihre Lieferwagen vom Union Square, voller Pitbull- und Bassetkreuzungen und allen nur denkbaren Mischlingen, die darauf warteten, dass jemand ihrem Leben eine neue Wendung gibt.

An Orten wie North Shore herrscht eine Art von fröhlicher Ernsthaftigkeit, ein Hauch von Schicksal: Hier wird über Leben entschieden. Sich ein Tier ins Haus zu holen, ist ein großer Schritt, ein Familienritual, eine Verpflichtung, die man freudig, aber nicht leichtfertig eingeht. Als wir auf den Parkplatz fuhren, sahen wir einen Jungen von etwa sieben Jahren, der weinte, während seine Mutter ihm zu erklären versuchte, warum die Familie heute noch keinen Hund mitnehmen würde – in ihrem Leben war gerade einfach zu viel los, und sie waren noch nicht bereit, die zusätzliche Verantwortung zu übernehmen. Wir aber waren es. Oder zumindest schien es uns nicht so, dass wir irgendwann noch mehr bereit dazu sein würden. Der Zeitpunkt war gekommen.

North Shore ist ein wunderbarer Ort, um sich einen Hund anzuschaffen. Das liegt an seinem Konzept. In einem großen Tierheim werden die Emotionen der Besucher behutsam gelenkt. Man spürt das Bedürfnis der Hunde nach einem Gefährten, ohne dass einem ein schlechtes Gewissen gemacht wird, falls man doch ohne Tier nach Hause geht. Der Kniff besteht darin, im Besucher den Wunsch zu we-

cken, diese Hunde zu retten, ohne es wie eine Belastung aussehen zu lassen.

Um in den Innenbereich mit den Welpen vorzudringen, muss man an den Gehegen mit den älteren Hunden vorbei, einem freundlichen Block aus um einen Innenhof angeordneten Zwingern. In den Hof können zukünftige Hundebesitzer ein Tier mitnehmen, das sie näher kennenlernen wollen. Die Betonböden sind im vorderen Teil der Zwinger beheizt, sodass die Hunde dort liegen, wo die Besucher sie besser sehen können, und nicht im hintersten Winkel. Die meisten Hunde aber liegen nicht, sondern betteln, drücken ihre Nase an die Gitter, versuchen Kontakt aufzunehmen oder bellen laut. Man weiß, dass man das Leben eines dieser Hunde verändern, ihn aus diesem Käfigdasein befreien könnte – aber auf welchen der Pitbull- und Labradormischlinge und Schäferhunde, die uns alle mit Augen ansehen, welche nur dazu geschaffen zu sein scheinen, mit uns Kontakt aufzunehmen, wird unsere Wahl fallen? Es ist keine leichte Entscheidung, denn mit ihr entscheidet man auch, die anderen Hunde an diesem lauten, überfüllten und etwas einsamen Ort zurückzulassen, wo sie weiter darauf warten müssen, ausgewählt zu werden.

Wir dachten eine Zeit lang darüber nach, einen erwachsenen Hund zu nehmen, und stellten uns vor, wie befriedigend es wäre, eine gute Tat zu vollbringen und dafür Dankbarkeit zu ernten. Aber ein Welpen – oh welche Freude! Ein Freund sagte uns, einen ausgewachsenen Hund zu nehmen, sei wie Sex ohne Orgasmus. Ein Welpen wäre ganz unser, würde uns mehr lieben als jeden anderen, wäre von uns geprägt. Ich schluckte also meine Schuldgefühle herunter und ging an ihnen vorüber. Im inneren Bereich werkelt

freiwillige Helfer mit blauen Schrubbern, während ein paar Familien inmitten der durcheinander bellenden Welpen ihre Optionen abwägten. Mit Zeitungspapier ausgelegte Welpenkäfige waren in drei Stockwerken zu einer Wand aufgestapelt. Es roch vor allem nach Reinigungsmitteln, gemischt mit einem Hauch Bauernhof, keineswegs unangenehm. Dennoch bekam man einen Eindruck davon, wie aufwändig die Pflege dieser Einrichtung war. Einige der Käfiginsassen schlummerten, vor allem die jüngeren. Die meisten aber waren hellwach und aktiv, drückten sich gegen die Gitterstäbe, suchten Kontakt und winselten eifrig.

Und da war sie, mit großen Pfoten und etwas langsamer als die anderen Hunde. Sie guckte uns aus ihrem Käfig heraus an, wobei sie bedächtig ihren Kopf senkte und reckte wie ein kleiner schwarzer Brontosaurier. Sie hatte glänzendes, pechschwarzes Fell und große braune, ausdrucksvolle Augen. Eine kleine Schönheit. Unwiderstehlich, obwohl sie augenscheinlich ein bisschen angeschlagen war. Auf dem Schild an ihrem Käfig stand Labradormischling, zwölf Wochen alt. Zu jenem Zeitpunkt war sie nur eine Nummer: Welpen T68782, aus Tennessee – ein Umstand, über den ich mich etwa eine Minute lang wunderte: Wie war sie wohl hier gelandet?

Im Nachbarkäfig saß ein männlicher Welpen – ein entzückendes, zotteliges, schwarzweißes Tier, das vermutlich einen Border Collie unter seinen Vorfahren hatte – und versuchte lautstark und energisch, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Er wäre wahrscheinlich eine ziemliche Nervensäge (wenn auch eine liebenswerte), dachte ich mir. Stellas Zauber war subtiler. Sie schien selbstbeherrscht, freute sich über Aufmerksamkeit, forderte sie aber nicht ein. Ohne dass es

dafür irgendwelche Belege gab, vermutete ich, dass sie vernünftig wäre – der Labrador als eine Art Kindermädchen, ein Helfer der Erwachsenen, Hund meiner Kindheit.

Wir liefen umher, steckten unsere Finger in andere Käfige und versuchten uns, eine Bindung vorzustellen, uns zu vergucken, wie man es eben in der Welpenabteilung eines Tierheims macht. Wir glauben eigentlich nicht an Liebe auf den ersten Blick, doch im Nachhinein möchte man die Geschichte gern so erzählen. Ich war mit einem Labrador aufgewachsen, hatte aber ehrlich nicht damit gerechnet, dass wir mit einem Hund dieser Rasse nach Hause kommen würden. Dann kam ein anderes Paar näher und nahm sie in Augenschein. In einer Ecke sprachen die beiden leise miteinander. Vielleicht unterhielten sie sich einfach nur über das Wetter und nicht über unseren neuen Liebling, aber darauf konnten wir es nicht ankommen lassen. Der laute kleine Border Collie würde sich noch gedulden müssen – Stella sollte unser Hund werden. Wir füllten die Formulare aus und warteten, während die Mitarbeiter unsere Referenzen prüften. Die Tierschützer nehmen diese Überprüfung sehr ernst; sie wollen, dass das Ganze möglichst einer Adoption gleicht, nicht einem Kauf. Eben einem Leben, für das man die Verantwortung übernimmt.

Wieder zurück in dem Sommerhaus, das wir am nördlichen Ausläufer von Long Island gemietet hatten, ließen wir sie auf dem Rasen laufen. Sie machte ein paar wackelige Schritte und legte sich dann hin, eine Position, die sie im folgenden Monat ziemlich ausgiebig innehaben sollte. Sie litt stark unter Zwingerhusten. Tierheime und Zwinger sind nie eine gesunde Umgebung für einen Hund, so sauber und gewissenhaft geführt sie auch sein mögen. Nach

einer Weile jedoch war sie ein Welpen, wie er sein sollte – sie jagte Schmetterlinge, schnappte Passanten die Handschuhe weg und zerkaute unsere Schuhe und Möbel. Nicht gerade erfreulich, aber darauf hatten wir uns eingelassen. In den ersten Wochen reichte mein Hundehalter-Horizont kaum weiter, aber das sollte sich bald ändern.

Stella würde ein New-York-City-Hund werden und als solcher einer großen und stetig wachsenden Population angehören. Unsere Straße in der Stadt gleicht einer nie endenden Hundeparade. Hunde sind fester Bestandteil des Straßenbildes, ebenso wie Studenten der New York University, coole Leute und die Männer der Autowerkstatt an der Ecke sowie der wunderliche Typ im schmutzigen grauen Mantel mit seinen geklebten Turnschuhen, der den auf der Bowery vorbeifahrenden Autos mit einer empathischen, fast fröhlichen Gewissheit laut „Sirsu!“ hinterherruft.

Teil der Parade waren Hunde jeglicher Couleur: zwei braungrau gestromte Deutsche Doggen mit glänzendem Fell, groß wie Ponys, eine beeindruckende orangebraune Chow-Chow-Hündin, so fröhlich, wie ein Hund nur sein kann, auch wenn er nur drei Beine hat, und stets in Begleitung eines kleinen Maltesers, sowie eine 13 Jahre alte Schäferhundmischlingshündin, die ihre Runde mit sehr würdevoller Langsamkeit absolviert und immer noch ihre sämtlichen Lieblingsstellen abschnüffelt. In der nächsten Straße begegneten wir vor dem glamourösesten Haus weit und breit manchmal zwei gelben Labradoren, die ihre Wochenenden auf dem Hof ihres Besitzers in Montana verbrachten und dann für die Arbeitswoche nach New York zurückkehrten – ein Hundeleben. Manche Hunde trugen orangefarbene Capes, auf denen „Adoptiere mich“ stand.

Es gab zahlreiche American Pit Bull Terrier, einige aus einer kleinen Hundeauffangstation in der Vierten Straße, andere von Alphabet City im Osten, wo der Pitbull als Symboltier der Gegend stehen könnte, so wie die Englische Bulldogge für England. Und dann gab es da noch zahlreiche Hunde, die Stella sehr ähnlich sahen, Labradormischlinge, viele ein bisschen drahtiger als Labrador Retriever, mit weißen Brustflecken und weißen Pfoten.

Ich bildete es mir nicht nur ein, dass die Hundeparade immer mehr Teilnehmer hatte. In den letzten Jahrzehnten ist irgendetwas mit Hunden passiert. New York wird, wie praktisch jede Großstadt der westlichen Welt, von ihnen überrannt. In den USA gab es 2010 rund 77 Millionen Hunde, 1996 waren es nur 53 Millionen gewesen. Die Hersteller von Tiernahrung und Tierbedarf machten 2010 einen Umsatz von 38 Milliarden Dollar (Anm. d. Übers.: in Deutschland setzten die Hersteller von Hundefutter 2012 immerhin fast 1,2 Milliarden Euro um, obwohl hierzulande nur rund fünf Millionen Hunde leben). Eines Nachmittags kaufte ich auf dem Greenmarket Lammfleisch bei einer Frau, die mir von der Intelligenz, Voraussicht und Reaktionsfähigkeit ihrer Border Collies vorschwärmte. Diese Eigenschaften würde mein Hund, so hoffte ich, auch zeigen, wenn ich mir nur die Zeit nähme, sie hervorzulocken – doch selbst wenn Stella diese Eigenschaften hätte (was ich manchmal bezweifle), hätte ich nicht so recht gewusst, wie sie diese als Stadthund hätte anwenden sollen.

Die Zahlen allein sind jedoch nur ein Teil der Geschichte. Wir leben mit unseren Hunden immer enger, ja intimer zusammen. Nahezu 100 Prozent aller Hundehalter reden mit ihrem Hund (und die paar, die das angeblich nicht tun,

sagen bestimmt nicht die Wahrheit). Ganze 81 Prozent betrachten einer Studie zufolge ihre Vierbeiner als Familienmitglieder. Und viele dieser Familienmitglieder schlafen, wie ich feststellte, mit im Bett – ein Privileg, das Stella nie genoss und das sie offensichtlich auch nicht wünschte. Sie bevorzugt eine bodennahe Lebensweise. Allerdings genießt sie etliche andere Menschen-Privilegien, zum Beispiel bei der Ernährung. Manchmal bekommt sie, wie ich gestehen muss, etwas von unserem Essen, und das auch noch direkt bei Tisch. Ein schockierend hoher Prozentsatz von Personen gibt an, in bestimmten lebensbedrohlichen Situationen wahrscheinlich eher das eigene Tier als einen Mitmenschen zu retten. Ich hoffe, ich wüsste, wie ich mich entscheiden würde, doch bin ich froh, vermutlich nicht in diese Verlegenheit zu kommen.

Denn Stella gehörte sofort zur Familie, das ließ sich nicht leugnen. Jeder von uns verbrachte viel Zeit damit, mit ihr spazieren zu gehen, mit ihr zu reden, ihre Marotten wieder und wieder zu analysieren, ebenso ihre explosive Mischung aus Angst und Aufregung auf der Hundewiese, ihre Abneigung gegens Autofahren, ihre maßlose Furcht vor Donner und ihr großes Repertoire an Lautäußerungen. Wir fragten uns, wie sie wohl das Wochenende verbringen würde, wenn wir nicht bei ihr wären. Wir malten uns aus, was ihr wohl am Herzen liegen würde, und versuchten, dem entgegenzukommen.

Stella ist eine elegante Erscheinung mit glänzendem schwarzem Fell und der modelhaften Begabung, gleichzeitig einfach umwerfend und ein bisschen seltsam auszusehen. Sie ist größtenteils ein Labrador Retriever (jedenfalls in ihrer manchmal trottelligen Art), doch ihre gefleckte vio-

lette Zunge, die gebogene Rute und das bräunliche Unterfell lassen auf Chow-Chow-Blut schließen, und manchmal glaube ich, in ihren muskulösen, leicht gewölbten Lefzen einen Hauch American Pit Bull Terrier zu erkennen. Sie ist definitiv ein Labrador, aber sie ist auch eine Promenadenmischung, obwohl man dieses Wort mit seinem abwertenden Beigeschmack heute viel seltener hört als früher.

Ich halte Stella nicht für eine bewusste Person. Aber ich behandle sie wie ein sehr ungewöhnliches Kleinkind. Ich bemühe mich, die Gedankenblase über ihrem Kopf so gut mit Inhalt zu füllen, wie ich kann. Manchmal ist es ziemlich eindeutig, was sie mir sagen will: *Ich will Huhn!* Wenn sie spazieren gehen will, stellt sie sich mit leicht aufgestellten Ohren vor mich und fixiert mich mit zwar nicht aggressivem, aber doch festem Blick. Muss sie zu lange warten – manchmal eine Stunde, manchmal fünf Minuten –, äußert sie ein melodisches Jaulen, lauter *Os* und *Us*, die unmissverständlich fragen: *Warum gehen wir nicht los?* Das ist eine ihrer kommunikativen Lautäußerungen. Sie verfügt außerdem über ein sehr schönes Baritonbellen, das sie im angelegten Spiel von sich gibt, ein Angstjaulen, ein tiefes, langes Grollen, das sie manchmal beim Betteln ertönen lässt, sowie ein weiteres Jaulen, ein paar fröhliche halb gebellte, halb geknurrte Silben, mit denen sie zumeist Freunde aus der Nachbarschaft an ihre Anwesenheit erinnert – die Feuerwehrmänner nebenan oder den Mann aus der Reinigung, der ihr immer einen Hundekeks gibt.

Die meisten ihrer größeren Anliegen scheint Stella erfolgreich zu vermitteln (doch wer weiß, was wirklich in ihr vorgeht), aber bei den Feinheiten funktioniert das weniger gut. Ist sie niedergeschlagen? Wütend auf uns, weil wir sie

wieder mit in die Stadt genommen haben? Eifersüchtig, weil unsere Katzen auf die Möbel klettern können? Sie starrt mich an und wartet darauf, dass ich verstehe, was sie will. Das ist meine Aufgabe: dem Ganzen einen Sinn zu geben. Zu unserer Beziehung gehört zwangsläufig einiges an Vorstellungskraft.

Es steckt viel Komik in der kognitiven Dissonanz, die entsteht, wenn man Stella wie einen Menschen behandelt; wir schreiben an dieser Sitcom jeden Tag weiter. Doch unser Lachen ist manchmal etwas unbehaglich, denn tief im Inneren meinen wir es genau so – wir behandeln sie in mancher Hinsicht wie eine Person, als Teil unserer menschlichen Gruppe, und in mancher Hinsicht als Hund. Die Grenzen zwischen diesen Kategorien sind jedoch fließend und verändern sich ständig. Im Laufe der Zeit keimte in mir der Gedanke, dass das, was mir einst wie ein Irrtum erschien – *Dein Hund ist kein Mensch!* –, eigentlich ein Rätsel ist und zahllose Fragen aufwirft, die mich im Grunde immer beschäftigten: *Wer oder was ist sie? Was geht in ihrem Kopf vor sich? Und was geht in meinem Kopf vor, dass ich gar nicht anders kann, als sie wie jemand zu behandeln, der sie gar nicht ist?*

Als ich anfang, diesen Fragen auf den Grund zu gehen, stellte ich fest, dass die Frage nach dem Hund als Person eine Art Schlachtfeld ist, und das nicht nur in meinem Kopf. Dass der Hund ein Hund und kein Mensch ist, aber wie ein Mensch behandelt wird, macht Missverständnisse, fehlerhafte Kommunikation und einen neurotischen Austausch zwischen den Arten praktisch unvermeidbar. Mit Stellas Ankunft begann ich, mich mit der gewaltigen Menschen-sind-vom-Mars-und-Hunde-sind-von-der-Venus-

Industrie zu beschäftigen, mit Trainern und Büchern und Fernsehsendungen, die sich diesem Thema widmeten. Sie alle hatten unterschiedliche Ratschläge parat, versuchten aber, dieselbe Kluft zu überwinden. Die heutige Hundeliteratur widmet sich nicht mehr vorrangig der Hundezucht, sondern der Frage, wie man seinen Hund besser versteht.

Eine noch größere Industrie versucht, hier noch weitere Verwirrung zu stiften, denn ein Hund, der zumindest teilweise als Person angesehen wird, erhält besseres (und teureres) Hundefutter als ein anderer. Beneful, diese Junkfood-Marke für den Hund, ließ sogar einen Werbespot anfertigen, der sich spezifisch an Hunde richtet – mit versteckten Hundepfeifentönen wird hier die Aufmerksamkeit unseres Hundes erregt. In New York gibt es Hunde-Bäckereien, Zubehörläden und Edel-Tierpensionen, einfach alles, was sich Geschäftsleute nur einfallen lassen können – ein riesiges und stetig anwachsendes Sammelsurium von Kitsch, mit Namen („Paw-tisserie“), die noch nerviger sind als die Produkte selbst. Es ist ja nicht unbedingt falsch, seinem Hund all das Zeug zu kaufen – es ist nicht schlimmer als mit Anziehpuppen zu spielen –, aber es wäre vielleicht ganz vernünftig, sich einmal zu fragen, für wen man es eigentlich kauft. Unserem Hund ist es egal, ob er einen komischen Hut trägt oder in einer paillettenbesetzten Hundetasche sitzt. Alles, was er verlieren kann, ist seine Würde. Seinen Hund wie einen Menschen zu behandeln, kann eine Art ästhetischer Fehlgriff sein – allerdings einer, den man immer öfter beobachten kann.

Mein erster Impuls war, all den Kitsch zu ignorieren oder zumindest zu verdrängen. Ich betrachtete die Allgegenwart

des Hundes in unserer Kultur und seine Vermenschlichung als einen von vielen traurigen Aspekten der heutigen Welt, etwas, das man vermeiden sollte, wenn man konnte, und akzeptieren, wenn man es nicht konnte. Stella würde nicht in unserem Bett schlafen und nicht aufs Sofa klettern dürfen. Sie würde keinen Geburtstagskuchen bekommen. Und obwohl mich der Gedanke schmerzte, würde sie auch keine tierärztliche Behandlung für 5000 Dollar erhalten, kein künstliches Hüftgelenk, keine Chemo und keine langen Klinikaufenthalte. Stella war ein Schatz – aber Menschen waren Menschen und Hunde waren Hunde. Irgendwo musste man eine Grenze ziehen.

Während unseres Zusammenlebens mit Stella begann ich jedoch zu begreifen, dass diese enorme und wachsende Flut von Kitsch interessante Veränderungen in der Hundewelt beinhaltete (oder kaschierte). Es war alles Teil derselben Entwicklung. Ich erkannte die komischen Seiten unserer seltsamen Mensch-Hund-Beziehung, fing aber auch an, Stella ernster zu nehmen. Und dabei befand ich mich in illustrier Gesellschaft. Charles Darwin schätzte Hunde sehr, nicht nur wegen ihrer ungeheuren Formenvielfalt, die auf irgendeinen Mechanismus des Wandels schließen ließ – schließlich diente ihm die Hundezucht als ein Modell für seine Evolutionstheorie –, sondern auch als Gefährten, als Familienmitglieder, die Emotionen und Bindungen und kognitive Fähigkeiten zeigten, wenn auch in begrenztem Maße. Er schätzte sie als Lebewesen, die uns irgendwie ähnlich waren. Sie standen im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit, als Studienobjekt, als Metapher und als Stein der Weisen. Es war kein Zufall, dass Darwin gegenüber Hunden hemmungslos sentimental war und seine Tie-

re beharrlich vermenschlichte – diese Sentimentalität war ebenfalls ein wichtiger Bestandteil seiner wissenschaftlichen Inspiration.

Schon bald nach Darwin wandte sich die Wissenschaft jedoch von der Vorstellung ab, dass der Hund in irgendeiner Weise menschenähnlich sei. In dem Bemühen, die Wissenschaft vom schlechten Einfluss von Sentimentalität und Anthropomorphismen zu befreien, schränkte man auch die Rolle des Hundes drastisch ein. Man zog eine scharfe Trennlinie zwischen Zuhause und Labor, und beide Welten hatten fortan nur noch wenige Berührungspunkte.

Der Umstand, dass der Hund ein Produkt der menschlichen Kultur und mit uns auf vielerlei nicht immer nachvollziehbaren Wegen verbunden ist, machte ihn noch mehr zum wissenschaftlichen Paria. Der vorherrschenden Auffassung in der Zeit nach Darwin zufolge war der Hund, wie Huhn oder Rind, so stark durch die Vorstellungen des Menschen beeinflusst, dass er uns keine Informationen mehr über die Natur liefern konnte. Warum etwas erforschen, das der Mensch zusammengeschustert hat? Dieses Forschungsobjekt war verfälscht, hoffnungslos verseucht durch menschliche Einflüsse. Es war unmöglich herauszufinden, was angezchtet und was durch Evolution entstanden war. Ein wilder, gefährlicher Wolf, der bei Mondlicht heult, ist tiefgründig; eine Stella, die bei Tisch um Leckerbissen bettelt, ist süß, aber nicht ernst zu nehmen. Was sollten wir von ihr schon lernen können? Diese Einstellung ändert sich jedoch derzeit rasant, wie ich herausfand.

Schon rein zahlenmäßig hatte der Hund seinen Urahnen, den Wolf, längst überrundet. Vor 1000 Jahren (und in den 50.000 Jahren davor) war der Wolf im Großteil seines

Verbreitungsgebiets das vorherrschende Raubtier gewesen, und sein Verbreitungsgebiet erstreckte sich fast über die ganze Welt. Heute gibt es nur noch einige Hunderttausend Wölfe, und ihr Verbreitungsgebiet schrumpft immer weiter. Der letzte Wolf auf den Britischen Inseln wurde im 18. Jahrhundert in Irland getötet. Dort sind jetzt Füchse und Dachse die Spitzenprädatoren, Tiere, die uns mehr oder weniger aus dem Weg gehen. In den kontinentalen USA (außer Alaska) gibt es nur noch im nördlichen Minnesota und Michigan echte, ursprüngliche Wolfspopulationen. Weltweit gibt es aber rund 300 Millionen Hunde (zum Vergleich: die Zahl der Menschen liegt bei sieben Milliarden, die der Rinder bei 1,3 Milliarden und die der Schafe ebenfalls bei 1,3 Milliarden). Nach evolutionären Maßstäben sind Hunde erfolgreich.

Das Erstaunliche daran ist, dass sich der Nutzen von Hunden – entschuldige bitte, Stella – eigentlich nicht so richtig bemessen lässt, jedenfalls nicht ökonomisch. Ein sehr kleiner Prozentsatz von ihnen verrichtet nützliche Arbeit, und ein noch geringerer Anteil dient als Nahrung (wie es Hunde immer wieder taten, seit sie in der Geschichte des Menschen auftauchten). Die meisten von ihnen aber sind einfach nur da und leben – in stetig wachsender Zahl – bei uns zu Hause oder auf der Straße und lauern auf einen Happen.

Normale Menschen mögen die Intelligenz ihrer Hunde in den Himmel loben, doch in der Wissenschaft galt diese Ansicht lange Zeit als sentimentaler Irrglaube, als Illusion, die sich bei genauer Überprüfung im Labor in Luft auflösen würde. Edward Thorndike, jener amerikanische Psychologe des frühen 20. Jahrhunderts, auf dessen Erkenntnissen sich

der Behaviorismus begründete, brachte es auf den Punkt. „Die Frage ist nicht, wie klug Tiere sind“, schrieb er in typisch abfälligem Ton, „sondern wie dumm.“

Obwohl ich Stella nicht in erster Linie ihrer Intelligenz wegen liebe, tun Aussagen wie die Thorndikes doch weh. Ich mache so gern wie jeder andere Witze über den IQ meines Hundes; sie nimmt es nicht persönlich. Aber zu glauben, sein Hund sei ein Idiot, vermiest doch eigentlich alles. Was würde es bedeuten, wenn ich im Alltag immer davon ausginge, dass mein Hund viel dümmer wäre, als er es tatsächlich ist? Manche Wissenschaftler behaupten noch heute, tierisches Bewusstsein sei kaum mehr als Einbildung und das, was in den Gehirnen von Tieren vorgeht, vor allem eine Frage der Programmierung. All unsere alltäglichen Anthropomorphismen – Stella ist traurig, Stella ist sauer auf die Katzen, Stella will nach draußen – sind demnach schöne Vorstellungen, die sich Menschen von einer viel simpleren Realität machen. Diese Leute betrachten es als illusorisch, Hunde als Personen anzusehen.

Man kann jedoch auch anders über Tiere denken. Seit Jane Goodall, die ihr wissenschaftliches Interesse zum guten Teil auf ihre Liebe zu ihrem Hund Rusty zurückführte, schlägt das Pendel wieder zur anderen Seite aus, zögernd zunächst, in letzter Zeit aber immer schneller. In den letzten Jahrzehnten haben die Wissenschaftler Darwins Interesse am Hund neu bewertet, und zwar mit ganz neuen Methoden. Der Hund ist heute nicht mehr nur Gegenstand der veterinärmedizinischen Ausbildung, als welcher er jahrzehntelang eingesperrt war, sondern wird auch an den angesehensten Universitäten wie Duke, Harvard und Columbia University erforscht. Mit diesen Studien will man nicht nur

herausfinden, warum Fifi so trübsinnig ist oder immer den Briefträger beißt, sondern auch, welche Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den kognitiven und emotionalen Fähigkeiten des Hundes und des Menschen bestehen.

Ausgerechnet der Umstand, dass die Entwicklung des Hundes im Laufe der Jahrtausende durch seine Beziehung zum Menschen geprägt wurde, macht ihn für Wissenschaftler heute so interessant wie nie – unter anderem deshalb, weil sein soziales Wesen womöglich unsere eigenen Vorlieben widerspiegelt. Derzeit wird intensiv diskutiert, ob Hunde ein primitives Moralempfinden haben, einen Gerechtigkeitssinn oder menschlich anmutende Gefühle wie Neid. Manche Wissenschaftler sind fasziniert von der Fähigkeit des Hundes, mit uns zu kooperieren, also unsere Gesten zu beobachten und entsprechend zu handeln. Wenn wir herausfinden, warum sich der Hund in unserem Heim so wohlfühlt, könnten wir dadurch auch etwas über uns selbst erfahren. Aber so, wie viele einen Geburtstagskuchen für den Hund für leicht übertrieben halten, glauben manche Wissenschaftler immer noch, dass schon die Frage, inwiefern ein Hund dem Menschen ähnlich sein kann, ein Anthropomorphismus sei – fast ein Jahrhundert lang die Todsünde bei der Erforschung von Tieren.

Stella wies mir den Weg in diese Welt, und je weiter ich vordrang, desto mehr schienen mir die aufkommenden Fragen einer ernsthaften Auseinandersetzung wert. Tatsächlich steht der Hund schon seit Urzeiten im Zentrum menschlicher Vorstellungen. Bereits vor 14.000 Jahren, vielleicht sogar schon deutlich früher, waren Menschen fasziniert von Hunden. Für die frühen Menschen wie für Darwin wie für Jane Goodall wie für eine neue Generation von Wissen-

schaftlern waren und sind Hunde eine Spezies, die uns den Spiegel vorhält. Der Status des Hundes als Person mag lächerlich erscheinen, wie bei den Weimaranern, die William Wegman in seinen Fotografien als Menschen in Szene setzt. Doch unter der Oberfläche ist da eine grundlegende Beziehung zwischen Hund und Mensch. Stella war es, die mir als Erste zeigte, worin dieses Mysterium besteht.

Sie führte mich auch auf andere, kompliziert verschlungene Wege. Etliche davon führten in die Vergangenheit. Vielen Hundebesitzern geht es so wie mir – Stellas Dasein ist für mich teilweise nostalgisch umweht, denn sie erinnert mich an frühere Hunde meines Lebens. Auch hieran wird deutlich, dass Hunde (wie wir alle) raschen Veränderungen unterworfen sind.

Der erste Hund meiner Kindheit war ebenfalls ein Labrador Retriever, ein reinrassiges Tier, das aus unerfindlichen Gründen den Namen Putzi trug. Sie starb, als ich zwölf war, und ich weinte einen ganzen Tag lang – um sie, aber wahrscheinlich noch mehr um mich selbst; das Ereignis schien irgendwie das Ende meiner Kindheit zu markieren, ein Zeugnis, dass die Welt nicht immer dieselbe bleiben würde. Und natürlich wird Stella eines Tages einen ähnlichen Zweck als Markstein für Charlie erfüllen. Hunde bemessen Menschenzeiten, die Stationen unseres Lebens.

Die nostalgischen Gefühle, die Stella in mir wachrief, waren teilweise von der Sorte „früher war alles besser“, Sehnsüchte nach den grünen Feldern (die wirklich ziemlich grün waren) und auch nach den Hunden meiner Kindheit. Putzi lebte in einem unregelmäßigen Hundeparadies ohne Leinen und Zäune. Sie wurde nie kastriert und hatte im Laufe ihres Lebens mehrmals Welpen, von denen wir einige mit

einem Schild im Vorgarten (WELPEN ABZUGEBEN!) feilboten. Eine Szene wie aus einem Gemälde von Norman Rockwell, wenn auch Rockwell nie die ganze Wahrheit abbildete. In jenen Tagen jagten Hunde Autos, als wenn es Elche oder Moschusochsen wären, und ließen dabei oft ihr Leben. Und in Putzis Todesjahr 1970 wurden rund 70 Millionen Hunde in US-amerikanischen Tierheimen euthanasiert, doch niemand schenkte solchen Statistiken Aufmerksamkeit. All diese Tode sah man einfach als den Preis an, den sie für ihre Freiheit in den amerikanischen Vorstädten zahlen mussten. Kranke Hunde starben damals meist einfach auf dem Teppich liegend – die alte Putzi lag dort ein paar Tage lang, kaum fähig, sich zu rühren, bis sie schließlich starb. Sie war alt, ihre Zeit zu sterben war gekommen. Hightechmedizin war den Menschen vorbehalten.

Diese Welt mit ihren guten und schlechten Seiten gibt es kaum noch. In der Stadt, in der ich aufgewachsen bin, laufen heute kaum noch Hunde frei auf der Straße. Sie bellen uns hinter unsichtbaren Zäunen stehend an oder werden strammen Schrittes an der Leine ausgeführt. Ich habe schon seit Jahrzehnten keinen Hund mehr einem Auto hinterherjagen sehen.

Diese Veränderung rief in mir gemischte Gefühle hervor. Manchmal dachte ich, dass der Hund, indem er mehr zur Person wurde, immer mehr von seinem Hundsein und seiner Freiheit einbüßte. Ein Stadthund oder ein Hund, der ständig durch Zäune und Leinen gehemmt wird, gebraucht nicht seine besonderen Fähigkeiten, seine Schnelligkeit und Wendigkeit, verspürt nicht die Freude der Jagd. Ich stellte mir vor, wie diese Eigenschaften verkümmern würden. Natürlich entsprang meine Vorstellung von der Vergangen-